

Die
schönsten
**Sagen
und
Märchen**
aus Bremen

herausgegeben von
Oliver Falkenberg & Linda Sundmaeker

Mit Illustrationen von Peter Fischer

Edition Falkenberg

Inhalt

Die Bremer Gluckhenne	6
Blumenstrauß, Dornstrauß	8
Der Apfelschimmel im Mondschein	10
Der silberne Pflug, mit Federvieh bespannt	12
Die Gräfin Emma und der Krüppel	22
Das Butter-Entziehen	27
Das feurige Rad	28
Die sieben Faulen	30
Die wilde Jagd	41
Die Saake	42
Das Mäusemädchen	52
Der Wechselritt	54
Dreifacher Nonnenmord von einer Magd entdeckt	60
Hahl-awer	67
Die Bremer Stadtmusikanten	82

1. Auflage 2016

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen

ISBN 978-3-95494-081-3

www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

www.edition-falkenberg.de

Die Bremer Gluckhenne

Der Himmel war trübe und bewölkt. Drohend schaute er herunter auf ein Häuflein heimatloser Menschen. Männer, Frauen und Kinder, die mit ihren Kähnen im Weserstrom fischten. Sie hatten sich den Überfällen ihrer Nachbarn entzogen, die kaum auf ihren ärmlichen Besitz aus waren. Denn sie hatten nichts als ein paar Bretterhütten, ihre Kähne und Netze. Und wenn sich der Feind damit hätte abfinden lassen, hätten sie alles nur allzu gern hingegeben, konnten sie doch diesen Verlust in wenigen Tagen ersetzen. Aber sie hatten noch ein anderes Gut, das der Feind anzutasten drohte: Das war ihre Freiheit. Die hielten sie höher als Gold und wollten sie sich um jeden Preis bewahren, selbst wenn sie ihre geliebten Familienwohnsitze aufgeben mussten. So lagen sie denn im Flusse und spähten umher, ob nicht irgendein günstiges Vorzeichen zu entdecken sei. Denn die Umgebung war so heimelich und der Fluss so fischreich, dass sie sich gern an diesem Ufer niedergelassen hätten. Aber es wurde Abend, und noch hatten ihnen die Geister des Landes kein Zeichen gesandt und sie zu sich eingeladen. Die Menschen jammerten und waren traurig, dass sie nun weiter ziehen mussten aus dieser schönen Gegend.

Plötzlich drang ein Strahl der sinkenden Sonne durch die Wolken und erhellte die ganze Landschaft mit einem wundersamen Glanz. Da bemerkten sie eine Henne, die sich und ihren Küken einen sicheren Ruheplatz für die Nacht suchte. Jubelnd sprang alles Volk aus den Schiffen, um der Henne zu folgen, die mit ihrer kleinen Schaar einen Hügel hinaufging, um sich im hohen Heidekraut auf der Düne zu verbergen. In diesem Ereignis erkannten sie ein Bild und Spiegel ihrer eigenen Lage. Sie beschlossen, es als ein günstiges Zeichen zu deuten und schlugen hier ihre Zelte auf. Dieser Hügel sollte fortan ihr Hort der Freiheit sein.

So wurde in uralter Zeit der Grund gelegt zu der Stadt Bremen, und da die neuen Ansiedler sich hauptsächlich vom Fischfang ernährten, so mag man mit vollem Rechte sagen, dass das Fischeramt das älteste in der Stadt sei. Die Henne aber mit ihren Kleinen hat ihren Platz am Rathaus gefunden, im zweiten Arkadenbogen von links ist sie zu finden. Sie gilt weit und breit als Wahrzeichen unserer Stadt.



Blumenstrauß, Dornstrauch



ine Frau, die in der Frühe des Morgens zum Waschen gehen wollte, erwachte um Mitternacht, und da die ganze Straße in heller Mondbeleuchtung dalag, glaubte sie, es sei schon spät und höchste Zeit, aufzubrechen. In demselben Augenblick, wo sie vor dem Hause auf der Langenstraße ankam, in das sie bestellt war, öffnete sich die Tür und heraus trat die Hausfrau im weißen Festgewand. Sie warf der Frau mit freundlichem Lächeln einen herrlich duftenden Blumenstrauß in das Armkörnchen und rauschte, ohne weiter ein Wort zu sprechen, an ihr vorüber, die Straße hinauf in Richtung Marktplatz. Erstaunt blickte ihr die Wäscherin nach, bis sie an der Straßenecke ihren Augen entzogen war. Sie wunderte sich sehr, wohin wohl die Dame so allein in der einsamen Mondnacht gehen wollte, und wartete noch ein Viertelstündchen, ob sie nicht wieder zurückkommen würde. Aber sie kam nicht, und nun trat die Frau ins Haus, um an ihre Arbeit zu gehen.

Es war alles finster und still im Hausflur und niemand stand zu ihrem Empfang bereit, so tastete sie sich zur Schlafstelle der Mägde vor, die unter der Treppe war, und fand sie im tiefsten Schlaf. Nur mit Mühe waren sie zu wecken, und als sie berichtete, dass die Herrin schon ausgegangen sei, standen sie eilig auf, da sie glaubten, die Zeit verschlafen zu haben.

Als sie Licht gemacht hatten, sahen sie mit Verwunderung auf der Hausuhr, dass es erst zwölf Uhr war. Nun glaubten die Mägde, dass die Wäscherin sie mit ihrer Erzählung habe aufziehen wollen, und gingen zu der Kammer der Hausfrau, um sich zu überzeugen, fanden aber die Tür verschlossen. Sie wussten nun nichts anzufangen, da die Herrin den Schlüssel zur Wäschekammer hatte, und die Wäscherin sah ein, dass es am Geratensten sein würde, vorläufig wieder nach Hause zu gehen, auch die Mägde gingen einstweilen wieder zu Bett.

Als die Waschfrau die Glocke fünf schlagen hörte, machte sie sich wieder auf den Weg, und als sie jetzt ins Haus trat, fand sie die Hausfrau, wie sie in häuslicher Kleidung ihre Anordnungen für den heutigen Tag machte. Die Wäscherin war neugierig, was die Dame um Mitternacht ins Freie

getrieben hatte, und spielte auf den Spaziergang an, indem sie ihren Dank für den herrlichen Blumenstrauß abstattete, den sie sogleich aus ihrem Korb hervorsuchte.

Die Dame aber machte ein zorniges Gesicht, drückte der Frau einen Taler in die Hand und befahl ihr, nicht weiter von der Sache zu reden. Da wusste die Hausfrau, was die Glocke geschlagen hatte, und als sie nun endlich den Blumenstrauß aus ihrem Korb hervorzog, fand es sich, dass es nichts als ein elender Dornstrauch war.



Der Apfelschimmel im Mondschein



wei junge Burschen gingen spät abends bei Mondschein aus der Stadt und wandten sich dem Blockland zu. Dort wollten sie sich übersetzen lassen, um nach Ritterhude zugelangen. Bei der Capelle (= ein heute noch existierender Hof am Wümmedeich) sahen sie einen wunderschönen Apfelschimmel mit lang herabwallenden Mähnen. Darauf lud der jüngere Bruder den anderen ein, mit ihm das Tier zu besteigen, sie würden auf diese Weise gar schnell und bequem ans Ziel gelangen.

Vergebens stellte der ältere Bruder dem Unbesonnenen die Frage, wie sie es ohne Zügel und Bügel über die zahlreichen Quergräben schaffen sollten. Der Jüngere ließ sich aber von seinem Vorhaben nicht abbringen und so verabredeten sie kurz, in welchem Wirtshaus sie sich im Blockland wieder zusammenfinden wollten. Darauf sprang der Erste mit einem raschen Satz auf das Tier, und Ross und Reiter waren nur noch wenige Augenblicke zu sehen. Auch der letzte Hufschlag verhallte bald in weitester Ferne.

Der Zurückgebliebene war verdrießlich, dass er sich durch seine Zaghaftigkeit von dem Ritt hatte zurückhalten lassen und arbeitete sich

missmutig durch die beschwerlichen Wege. Endlich langte er bei dem Wirtshaus an und dachte, seinen Bruder zu finden, der wenigstens vor einer Stunde schon eingetroffen sein musste. Aber weder der Wirt noch das Gesinde wollten ihn gesehen haben! Kommen musste er, das wusste er wohl. Daher beschloss er, auf ihn zu warten, wenn es auch noch so spät darüber werden sollte.

Aber es verging eine Stunde und noch eine, ohne dass sich der Ersehnte blicken ließ. Mitternacht war längst vorüber, als sich endlich die Tür öffnete und der jüngere Bruder herein trat, ohne Hut und Stock, mit fliegenden Haaren. Er berichtete noch ganz außer Atem, dass das Tier mit ihm davongerannt war, sobald er aufgesessen hatte. Wie toll und wild über Stock und Block war der Renner mit ihm bis vor Lilienthal galoppiert, wo er ihn abgeworfen hatte und spurlos verschwand. Nur mit großer Anstrengung habe er den Rückweg wiederfinden können.

Jetzt wurden sie gewahr, dass dies der Schimmel gewesen sein musste, dem man schon seit undenklichen Zeiten beim Mondschein im Feld begegnen kann. Der Reiter konnte Gott danken, dass ihm nichts Schlimmeres passiert war.



Bald bemerkte er aber seinen Herrn, der sich gerade daran machte, in der Mitte der Scheune zu graben, immer tiefer und immer weiter, und der Bursche konnte von seinem Versteck aus alles deutlich übersehen.

Endlich war die Grube fertig, mannstief, und der Bauer entfernte sich für einige Augenblicke. Als er zurückkam, wälzte er keuchend einen großen kupfernen Kessel vor sich her, den er in das Loch hineingleiten ließ. Hans war neugierig, wie es nun wohl weiter gehen würde. Da sah er denn mit Verwunderung, dass der Mann eine große Mulde mit silbernen Gefäßen und kostbarem Gerät herbeitrug und in den Kessel schüttete. Dann holte er noch einmal eine Mulde voll blanker, harter Taler, die er ebenfalls hineinwarf, und nachdem er alles mit Brettern und Holzwerk überdeckt hatte, schaufelte er die Erde wieder darüber und ebnete sorgfältig den Boden, dass auch nicht die geringste Spur zurückblieb.

Während der Bauer mit dieser Arbeit beschäftigt war, kamen dem Burschen allerlei Gedanken. Er hatte nun mit eigenen Augen gesehen, wo der Herr den größten Teil seines Reichtums verscharrt hatte. Er wunderte sich über den Zufall, der ihn zum Mitwisser dieses gefährlichen Geheimnisses gemacht hatte, wodurch er den Wohlstand des Mannes ganz und gar in seine Hand gegeben glaubte. Denn was hinderte ihn, schon in der folgenden Nacht, oder wann es ihm einfallen mochte, die Kleinodien und den Reichtum wieder auszugraben und in alle Welt zu

gehen? Er wurde ganz unruhig bei dieser Vorstellung, und wusste sich in seinem Versteck kaum zu lassen.

Allein, als der Bauer alles wieder geebnet und gesäubert hatte und nun anhub, den Schatz mit schwerem Bann zu belegen, da sah Hans wohl, dass die Sache doch mit größeren Schwierigkeiten verbunden

sein würde, als er sich anfänglich gedacht hatte. Der Herr bannte den Reichtum aber dergestalt, dass er den Teufel zum Hüter einsetzte. Der sollte ihn nicht fahren lassen in sieben Jahren, und wer dann käme, ihn zu heben, der müsse kein anderer sein, als der Verlobte der Tochter des Hauses. Auch solle derselbe nicht graben mit Spaten und Schaufel, sondern müsse den Kessel zu Tage fördern mit silbernem Fuhrwerk, vor dem er das lebendige, beflügelte Feuer gespannt, und nichts anderes. Gäbe sich ein Unbefugter daran, so möge der Schwarze ihm den Hals brechen.

Nachdem der Bauer den Spruch vollbracht hatte, erhob er sich aufmerksam, als warte er auf ein Zeichen, ob er erhört sei. Da schwirrte eine große Fledermaus durch die Scheune, umkreiste den Mann und den Schatz dreimal in raschem, kaum sichtbarem Fluge und verschwand in demselben Augenblick. »Das wäre also in Ordnung gebracht«, sagte der Bauer, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, und beruhigt von dannen ging.

Unterdessen waren die Leute aus der Kirche zurückgekommen, und auch der junge Bursche hatte sich wieder ins Haus geschlichen und unter die Übrigen gemischt, um durch sein Wegbleiben keinen Verdacht zu erregen. Den ganzen Tag ging er wie ein Träumender herum, immer stand ihm der Kessel vor Augen mit dem glänzenden, lockenden Metall, mit der Fülle des Reichtums, unter der Obhut des höllischen Wächters. Aber auch dann, wenn er warten wollte, bis die Zeit erfüllt wäre, musste er an der Hebung der Schätze verzweifeln. Denn wie konnte es ihm in den Sinn kommen, das Herz der stolzen



Die Gräfin Emma und der Krüppel

Gräfin Emma von Lesum war eine Frau von außerordentlicher Frömmigkeit. Seit dem Tod ihres Gemahls Liudger lebte sie sehr zurückgezogen und fand ihre einzige Freude daran, Gutes zu tun. Besonders reich bedachte sie die Geistlichkeit: Nachdem sie den Erzbischof Libentius predigen gehört hatte, schenkte sie der Kirche in Bremen zwei Kreuze, eine Altar-Tafel und einen Kelch, alles von Gold und Edelsteinen gefertigt, zwanzig Mark puren Goldes an Wert. Aber ihre Freigebigkeit beschränkte sich nicht auf die Geistlichkeit.



Einst kam Herzog Benno von Sachsen nach Lesum und besuchte die Witwe seines verstorbenen Bruders Liudger. Mit ihrem stattlichen Gefolge ritten sie am frühen Morgen an der Stadt Bremen vorbei, um die Güter der Gräfin Emma, die unter anderem einen großen Teil des jetzigen Stadtgebiets umfassten, in Augenschein zu nehmen. Da kamen im Vertrauen auf die Milde der Gräfin einige Abgeordnete der Bürgerschaft und beklagten den Mangel an Weideland für ihr Vieh. Emma hörte ihnen mit aufrichtiger Teilnahme zu und versprach, ihrer Not abzuhelfen. Sie wollte ihnen an Wiesen und Weiden geben, so sagte sie zu, soviel ein Mann in einer Stunde umgehen könne.

Da wurde der Herzog besorgt, dass die Gräfin in ihrer bekannten Herzensgüte zu weit gehen und zu viel von seinem kostbaren Erbe verschenken würde, das ihm oder seinen Kindern nach dem Tod zufiel. »Ihr solltet lieber die Frist auf einen ganzen Tag ausdehnen«, sagte er ärgerlich.

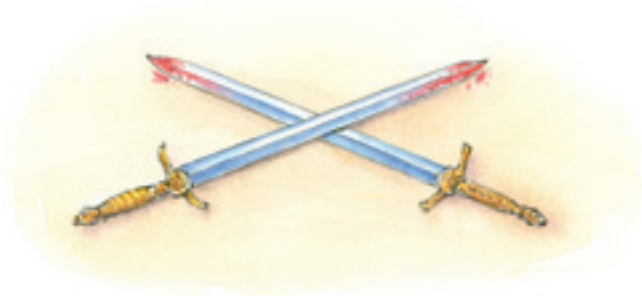


Das Butter-Entziehen

Den Krüppel aber haben die Bremer zeitlebens in Ehren gehalten und auch die dankbare Nachwelt hat ihn nicht vergessen. Sein Bildnis sieht man zwischen den Füßen der Rolandsäule in Stein ausgehauen.

Emma lebte noch vierzig Jahre nach dem Tode ihres Mannes. Zeit- lebens war sie eine Stütze und Trost für die Armen und Notleidenden. Nach ihrem Tod wurde sie im Dom unter einem viereckigen blauen Stein begraben.

Was den habsüchtigen Herzog Benno und seine Familie anlangt, so wurde ihre Erwartung bitter getäuscht, nach Emmas Tod ihren gesamten Nachlass zu erben. Denn ihre Schätze an Silber, Gold und edlem Gestein hatte sie milden Stiftungen vermacht. Die Grafschaft fiel an Kaiser Konrad, dessen Gemahlin Gissa auch nach Bremen kam, um die Güter in Augenschein zu nehmen. Und selbst als nach Verlauf mehrer Jahre des Herzogs Sohn, Dethmar, mit der Grafschaft belehnt wurde, sollte er sich des Genusses dieser Güter nicht lange erfreuen. Denn als der Kaiser Heinrich, in Begleitung des Erzbischofs Adalbert, nach Lesum zog, wurde er von einer Mordbande angefallen und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur der äußersten Anstrengung des Erzbischofs und seiner Leute. Als die Sache näher untersucht wurde, sagte Dethmars eigener Knecht Arend, es sei sein Herr gewesen, der den Hinterhalt gelegt habe, und als der Graf seine Unschuld durch einen Zweikampf beweisen wollte, verlor er sein Leben.



n einem schönen Frühsommertag hatten sich einmal zwei Mägde aufgemacht, um gemeinsam in die Stadt Bremen zu gehen. Als sie bei Wacker-Alheid in Oslebshausen vorüberkamen, stand die Frau selbst unter der Haustür und butterte. »Komm«, sagte da die eine Dirne zu ihrer Begleiterin, »wir wollen die Butter mitnehmen.« Da lachte die andere und ging

mit ihr vom Weg ab, bis wo die Weser tief ins Land eindringt. Denn sie dachte nichts Arges dabei, und glaubte, die andere wolle einen Scherz machen. Doch die zog ein kleines weißes Stäbchen aus der Tasche und schlug damit viermal ins Wasser, worauf vier Pfund Butter einzeln hervortauchten, welche die Magd in ihren Korb legte und mit sich nahm. Denn die Butter war sauber aufgemacht zum Verkauf und es fehlte nichts daran.

Gegen Abend, als die Mädchen zurückkehrten, blieb das eine unter irgend einem Vorwand zurück. Denn sie fürchtete sich vor den Künsten der anderen, wollte nicht weiter bei ihr bleiben und ließ sie vorausgehen. Als sie bei Wacker-Alheid kam, sah sie, dass die Frau noch immer am Butterfass stand. Da trat sie voll Mitleid zu ihr, sagte, sie solle sich weiter keine Mühe geben, da die Butter schon heraus wäre und erzählte alles, was sie wusste.

Die Frau, die so lange vergebens gebuttert hatte und nichts als Schaum und Schaum im Fasse sah, war den ganzen Tag schon verdrießlich gewesen. Nun aber fuhr sie zornig auf und machte der Magd die härtesten Vorwürfe. Denn diese war es, welche die Frau in Verdacht hatte, und nur mit großer Mühe gelang es ihr, die Alte zu besänftigen und ihr zu beweisen, dass sie ganz schuldlos sei. Sie offenbarte auch der Frau, wie ihre Begleiterin noch erzählt hatte, dass kein Zauber der Butter etwas anhaben könne, wenn man vorher unter das Fass das alte Hufeisen eines Pferdes lege.



Das feurige Rad



Es war auf dem Hof, wo einmal ein Schlachtfuhrmann wohnte, der Hochzeit machte. Im Verlauf des Abends, als die Gäste anfangen, wärmer zu werden, wandte sich das Gespräch bald hierhin, bald dorthin, und man kam auch auf die Zukunft der Neuvermählten zu sprechen. Da lässt es sich denn leicht denken, dass die Mehrzahl der Anwesenden dem jungen Paar ein gutes Auskommen, wohlgeratene Kinder und alles Wünschenswerte prophezeihten.

Aber es waren einige alte Weiber in der Gesellschaft, die es entweder dem wohlhabenden jungen Mann nicht vergessen konnten, dass er nicht ihre Tochter zu seiner Hausfrau erkoren hatte, oder die irgend einen anderen Beweggrund zum Hass oder Neid haben mochten. Vielleicht wollten sie auch bloß klüger scheinen als die Übrigen.

Jedenfalls schüttelten sie nur den Kopf und wollten doch nicht mit der Sprache heraus. Erst als man endlich stärker in sie drang, sich näher zu erklären, da hatte die eine wunderliche Träume gehabt und die andere Vorbedeutungen gesehen, die sie auch nicht zum Besten auslegen konnte.

Da wurde die Braut ganz wehmütig und wollte nicht hören auf die Trostreden des Bräutigams und der anderen Verwandtschaft. Denn es war nur zu sehr die Klugheit der alten Weiber bekannt, die schon viele andere Dinge vorhergesagt hatten, die dann auch so eingetroffen waren. Und die Seele der jungen Frau wurde von den Schreckensbildern der trostlosesten Zukunft erfüllt.

In dieser Stimmung begleitete sie auch die Verwandten, die sich nun zeitig verabschiedeten, mit ihrem Mann bis an die Haustür und konnte sich nicht enthalten, bitterlich zu weinen.

Aber ihr Kummer wurde noch zur selbigen Frist in Freude verwandelt, denn die Straße herab ertönte es plötzlich, wie das Rasseln eines Wagens, der lustig daherfährt. Die ganze Gegend war erleuchtet von einem hellen fröhlichen Schein, und als er näher kam und vorüberrollte, erkannte man deutlich, dass es ein mächtiges, feuriges Wagenrad war.

Welches Vorzeichen war wohl günstiger zu deuten? Auch traf es ein, und wendete sich alles zum Besten. Das Geschäft des Mannes hatte guten Anfang und den besten Fortgang. Sein Wohlstand gedieh vortrefflich, zahlreiche Kinder und Enkel erheiterten den Lebensabend des glücklichen Paares. Der schnöden Weissagung der alten Weiber gedachte man später nur mit heiterem Scherz.



Die sieben Faulen



Als die Steffensstadt noch nicht gebaut war, befanden sich in dortiger Gegend nur Kohlhöfe und Ackerland. Aber die Ländereien waren nur von mittelmäßigem Ertrage, denn ein großer Teil bestand aus Sandboden und die niedrig gelegenen Striche waren der Überschwemmung der Weser ausgesetzt.

Da hielt sich denn, wenn auch der Fluss schon längst in seine Ufer zurückgetreten war, das Wasser in den Niederungen bis tief in den Sommer hinein und giftige Dünste, ausgebrütet von den heißen Sonnenstrahlen, verpesteten die Luft.

Darum wurde die ganze Umgegend auch sehr wenig bewohnt und nur die ärmeren Bürger, welche hier ein Stück Land besaßen und für die eine Wohnung in der eigentlichen Stadt zu teuer war, hatten sich hier angesiedelt.

Vor vielen, vielen Jahren nun wohnte daselbst ein Mann, der nach der Größe seines Grundbesitzes zu rechnen, sehr reich hätte sein müssen, der aber dennoch der ärmste war unter allen seinen Nachbarn. Denn seine Kohlstücke waren die dürrsten und sandigsten und sein Grasland fast das ganze Jahr hindurch ein beständiger Sumpf, so dass er nur in sehr trockenen Jahren auf eine kleine Heuernte rechnen durfte. Deswegen hielt er auch keine Kuh, sondern begnügte sich mit einer Ziege, obgleich die Milch derselben für seinen Hausstand bei Weitem nicht ausreichte.

Natürlich hatte er auch kein Gesinde, trotzdem war aber sein Hausstand nichts desto weniger bedeutend zu nennen. Denn er hatte sieben Söhne, einer noch größer und stärker als der andere. Sie schlenderten den ganzen Tag umher, schauten ins Wasser und sahen nach Wind und Wetter. Wenn sie mittags nach Hause kamen, hatten sie Hunger, wie die Wölfe. Denn nichts in der Welt schärft so sehr die Esslust als der Aufenthalt in freier Luft und am fließenden Wasser.

